

Theas Vermächtnis

von Tina Hörchner



Das Geheimnis

Sie klang anders als sonst, mit zittriger, fast weinerlicher Stimme bat sie mich um eine Unterredung. Eine Unterredung! Meine Mutter bat mich nie um eine Unterredung! Sie führte mit mir Unterhaltungen wie zwischen Freundinnen. Sie fand diesen, wie sie ihn nannte, Erziehungsquatsch immer blödsinnig. Ich glaube, die Siebzigerjahre hingen ihr immer noch nach. Sie liebte jegliche Art von Esoterik, versuchte jedem, der ihr über den Weg lief, aus der Hand zu lesen, angeblich träumte sie die Zukunft. Ich hielt nichts von diesem Quatsch. Umso mehr verwirrte mich ihr Gebrauch des Wortes „Unterredung“. So irritiert ich auch war, so sehr beunruhigte mich die aufgelöste Stimmung meiner Mutter am Telefon. Mein Blick auf die Uhr verriet mir, dass ich in zwei Minuten an der Arbeit sein musste – ein Ding der Unmöglichkeit. Ich entschied, mich für den Rest des Tages krankzumelden. Meine Konzentration wäre so oder so gen null gegangen. Außerdem war es Freitag, es hätte nicht mehr allzu viel zu tun gegeben. Folglich widmete ich mich meiner Mutter am Hörer und sagte, sie möge gleich bei mir vorbeikommen.

Nach etwa zwanzig Minuten klingelte es. Es war ein kurzes und zögerliches Klingeln. Nicht das lange und aufdringliche, welches ich eigentlich von meiner Mutter gewohnt war. Ich weiß nicht, aus welchem Grund sie diesen Klingelknopf immer so quälte, vielleicht eine Art Aggressionsabbau. Vielleicht sah aber auch nur so ihre Art aus, darauf aufmerksam zu machen, dass sie vor der Tür stand. Dennoch, an diesem Tag war das Läuten anders. Es klang fast ängstlich, wenn man ängstlich auf ein Klingeln projizieren kann.

Ich schleppte mich zur Tür, das vorher Geschehene immer noch in den Knochen. Eigentlich war ich für nichts aufnahmefähig, aber die Niedergeschlagenheit meiner Mutter am Telefon machte mir richtig Sorgen. Langsam, fast strauchelnd betrat sie meine Wohnung, ging durch den Flur und setzte sich mit letzter Kraft auf mein immer noch ausgezogenes, entweihetes Sofa. Ich stand etwas unschlüssig neben ihr und wusste nicht so recht, wie ich mit dieser mir völlig fremden Situation umgehen sollte. Schließlich bot ich ihr ein Glas Wasser an, in der Hoffnung, meiner Bewegungslosigkeit zu entfliehen. Meine Mutter lehnte dankend ab, bat mich aber, mich zu ihr zu setzen. Mein ganzer Körper wehrte sich gegen diese Vorstellung, meine befleckte, von irgendwelchen Tussies vollgeschwitzte Couch auch nur zu berühren. Meine Beine fingen wieder an, sich wie zu weich gewordenen Wachs anzufühlen. Bevor sich jedoch dieses

Gefühl ganz in mir ausbreiten konnte und ich mich der Länge nach auf dem Flokati wiedergefunden hätte, ließ ich mich ohne weiteren Gedanken niedersinken.

Meine Mutter nahm meine viel zu kalten Hände in die ihren. Sie sah mich mit ihren himmelblauen Augen an. „Ich werde sterben.“

Ihre Stimme zitterte, es war nur ein Flüstern, trotzdem klang jedes einzelne Wort so unglaublich deutlich in meinen Ohren, dass ich mir dieser Bedeutung sofort hätte bewusst sein müssen. Nein, ich wollte sie nicht verstehen, alles sträubte sich dagegen. „Ja, ich auch“, entfuhr es mir mit einem sarkastischen Unterton. „Du verstehst mich falsch, ich habe vielleicht noch ein oder zwei Wochen. Ich komme gerade vom Arzt. Ich weiß es schon länger. Doch jetzt, wo ich nicht mehr viel Zeit habe, bin ich zu dem Entschluss gelangt, dir die Wahrheit zu sagen.“ Ich blickte in das mit Tränen überströmte Gesicht meiner Mama, und das Einzige, was mir einfiel, war: „Nett. Können dir deine sogenannten Heilerfreunde nicht helfen? Was für eine Wahrheit willst du mir erzählen – dass ich dich in vierzehn Tagen nicht mehr habe ...?“, schrie ich fast.

Meine Reaktion als gute Tochter wäre gewesen, sie in den Arm zu nehmen und zu trösten, sie liebevoll zu streicheln. Dennoch war ich unfähig, ich war wie gelähmt. Mich durchströmte eine unbändige Wut. Sie entfachte in mir ein Feuer, welches mich innerlich zu verbrennen versuchte. Ich wollte, nein, ich durfte nicht bald allein sein, ganz allein ohne Mutter, Vater, sonstige Verwandte. Es gab einzig meine Mama in meinem Leben. Sie strich zärtlich über meine Hände und bemühte sich, mich zu besänftigen. Wäre das nicht meine Aufgabe gewesen? Mit einmal hörte ich wieder ihre Stimme. Der Klang erweckte allerdings nicht mehr einen weinerlichen oder ängstlichen Anschein, er war stark und eindringlich, als sollte das, was jetzt kam, sich in meine Seele einbrennen, sodass ich diese Worte nie mehr vergaß. „Ich werde dir jetzt die Wahrheit, die ganze Wahrheit über mich, dich und dein Leben erzählen. Thea, ich kann dir nicht sagen, was du aus dieser Geschichte machst, wahrscheinlich hasst du mich dafür, vielleicht auch nicht. Vermutlich wird unser Verhältnis nie mehr so sein, wie es jetzt ist. Dennoch muss und will ich das Risiko eingehen. Mir bleiben ja nur noch ein paar Tage, und es wäre schön, wenn wir diese letzten Stunden trotz allem gemeinsam verbringen könnten. Das, was ich dir nun berichte, solltest du nie erfahren, aber ich finde, es ist meine Pflicht, dich über deine wahre Herkunft aufzuklären.“

Nach einem winzigen Moment des In-sich-Gehens erklang wieder ihre ruhige Stimme: „Der Vater meines ungeborenen Kindes verließ mich, weil er ein Jobangebot in Irland erhalten hatte und eine Familie nicht in seine Lebensplanung zu passen schien. In mir sah er nichts weiter als ein flüchtiges Abenteuer.“

Aber für mich war er die erste große Liebe. Wie sagt man so schön: die Liebe meines Lebens. Vier Monate nach der Trennung hielt ich es nicht mehr aus und flog Anfang Mai 1984 – im siebten Monat schwanger – nach Irland. Die Beweggründe? Ich war naiv genug zu glauben, ich könnte ihn finden und umstimmen. Meine Reise ging in den Westen des Landes, irgendwo dort arbeitete er. Ich dachte mir, dass ich Peter schon ausfindig machen würde, so groß ist Irland ja nicht. Nachdem ich zehn Tage durch das Land geirrt war, wurde mir bewusst, dass ich eine Entscheidung treffen musste. Nämlich die, mein Kind ohne seinen nichtsnutzigen Vater großzuziehen. Wer brauchte schon Peter? Ich jedenfalls nicht.

Die restlichen Tage wollte ich mir das Land anschauen. An deinem Geburtstag, dem 13. Mai 1984, unternahm ich einen Ausflug auf die Aran-Inseln, denn das keltische Fort Dun Aengus stand auf meiner Sightseeingtour ganz oben. An diesem Tag war es leicht bewölkt und die Temperaturen recht annehmbar, kein Regen in Sicht. Die Überfahrt stellte sich dagegen alles andere als herrlich dar. Die Wellen waren bestimmt fünf Meter hoch, mein Innerstes sagte mir das zumindest. Die Schiffsreise schlug mir auf den Magen, und die Übelkeit wollte selbst bei der Inselbesichtigung nicht verschwinden; zu meinem Leidwesen kam auch noch ein leichtes Ziehen in der Bauchgegend hinzu. Nach etwa der Hälfte des Ausflugs war ich gezwungen, den Inselrundgang zu unterbrechen. Ich ließ mich an den Klippen nieder und hörte den Wellen zu, wie sie sich an den Rändern der Felsen brachen. Es tat gut, diesem Geräusch zu lauschen. So laut diese gewaltigen Kräfte unter mir auch tönten, so sehr wirkten sie wie etwas Beruhigendes auf mich. Ich weiß bis heute nicht, wie lange ich dort verweilte, vielleicht war ich auch zwischendurch eingenickt.

Als ich mich wieder erheben wollte, spürte ich einen unvorstellbaren Schmerz in meinem Bauch; alles drehte sich, ich schrie. Mir fehlte die Luft zum Atmen, alle Sinne wurden durch dieses Stechen in meinem Unterleib aufgesaugt. Meine Schreie hallten durch die Gegend, doch niemand war da, um sie zu hören. Die Touristenboote hatten bereits wieder abgelegt, man hatte mich schlichtweg vergessen. Große Panik stieg in mir auf. Konnte mir denn niemand helfen? Sollte ich allein in einem fremden Land auf den Aran-Inseln den Tod finden? Zu mehr waren meine Gedanken nicht fähig. Es gab nur drei Worte, die in meinem Kopf schwirrten: Schmerz, Kind, Tod. Als mir langsam das Bewusstsein schwand, vernahm ich eine Stimme – weit weg von mir, aber sie war da. Sanft und gutmütig klang sie. Sie gehörte zu einer Frau, die sich zu mir herunterbeugte und sich neben mich kniete. Dabei sang sie ein Lied in einer mir völlig fremden Sprache. Der Farbton ihrer Stimme war so glockenheill und

wundervoll, dass er mich beruhigte. Sie legte die Hände auf meinen Bauch, eine gewaltige Kraft durchströmte mich, sie saugte den Schmerz einfach aus mir heraus.

Etwas Übersinnliches war dort am Werk. Meine Atmung wurde langsam flacher, und es fiel mir leichter, Luft in meine Lungen zu lassen. Augenblicklich ließ sie von meinem noch schmerzverkrampften Körper ab, nahm mein Gesicht in die Hände und schaute mich mit ihren grün leuchtenden Augen durchdringend an. Sie flüsterte mir mit einem merkwürdigen englischen Akzent ins Ohr, dass ich dringend Hilfe benötigen würde, da das Kind sterben könnte. Natürlich wollte ich sofort in ein Krankenhaus. Das lehnte diese eigenartige Frau jedoch vehement ab. Sie wollte mich mit zu sich nehmen. Dagegen wiederum sträubte ich mich, in meinem Kopf schrie es nach einer Verneinung. Mein Gefühl war allerdings nicht fähig, sich meinem Verstand anzuschließen. Meine innere Stimme sagte mir, dass ich dieser Frau folgen musste, dieser zierlichen, ebenfalls Schwangeren – wie ich unterdessen bemerkt hatte – mit den grünen Augen, dem langen, dunkelbraunen, leicht gelockten Haar. Sie war von einer magischen Aura umgeben, die mich völlig in den Bann zog.

Mühsam begann ich mich zu erheben, der Schmerz schien verschwunden zu sein, nur ein drückendes Gefühl verspürte ich noch. Mein Geist befand sich in einer Art Trance, in einem leicht verschleierten Zustand, und so folgte ich ihr auf dem Fuß, ohne überhaupt zu bemerken, wohin ich lief, geschweige denn, wie lange wir überhaupt liefen. Irgendwann erreichten wir ein Haus, das aus Felssteinen erbaut war. Es gab einen Erker, rechts und links daneben waren je zwei kleinere Fenster eingebaut. Die Fenster und die Tür strahlten in einem sattem Meeresblau. Dieses Haus hatte schon einige Hundert Jahre auf dem Buckel. Trotzdem machte es einen überaus gepflegten Eindruck. In meiner Erinnerung ist es wunderschön, umsäumt von weiten saftigen Wiesen, die sich wie ein grüner Teppich über die Landschaft legen, einzig von grauen Steinmauern durchbrochen. Es war ein unbeschreiblich anmutiger Platz. Gelassenheit und Ruhe gingen von ihm aus. Trotz all der Friedlichkeit vernahm ich im Hintergrund das Tosen des Meeres. Es schien also nicht weit entfernt zu sein. Die schwangere Frau führte mich in ein kleines Zimmer und wies mich an, mich auf das dort stehende alte Holzbett zu legen. An die nächsten Stunden erinnere ich mich nur sehr, sehr vage. Ich entsinne mich der Schmerzen, erinnere mich dunkel an sanfte Stimmen, an beruhigende Hände – und ich fror. Mein ganzer Körper bebte.

Was diese wundersame Frau mit mir vollführte, kann ich nicht erklären. Eines bin ich mir dennoch überaus bewusst, das, was sie tat, glich einem Wunder. Mein Glaube sagt bis zum heutigen Tag, hätte sie mir nicht geholfen, wäre ich

schon längst nicht mehr am Leben. Woran ich mich genau erinnern kann, ist das Gesicht meines toten Sohnes. Er kam nicht lebend zur Welt. Genau jetzt sehe ich es wieder vor mir. Er war viel zu klein und sah doch wunderbar zart aus. Das Schicksal gönnte mir kein Leben mit diesem kleinen Jungen. Es hat mich vielmehr zu dir geführt. Thea, du bist wie meine eigene Tochter, doch du bist eben nicht meine leibliche Tochter. Während ich mit der Trauer um meinen kleinen Karl, so sollte er heißen, beschäftigt war, gebar die junge, wunderschöne Frau im Nebenzimmer ein Mädchen. Dich. Meine unendliche Trauer beschäftigte mich zu sehr, als dass es mich interessierte, wie diese Person ein gesundes Kind zur Welt brachte. Keine halbe Stunde nach der Geburt war es wieder still im Nebenzimmer. Es klopfte, leise wurde die Tür geöffnet. Die magische Frau kam zu mir ans Bett, nahm mir vorsichtig das tote Kind aus dem Arm und legte mich hinein. Ich verstand die Welt nicht mehr. Was sollte ich mit ihrem Kind? Wollte sie mich quälen? Sie sah mich mit ihren durchdringenden herrlichen Augen an, aber diesmal waren sie erfüllt von Tränen. Dann stellte sie sich bei mir vor.

Ihr Name war Agda. Sie liebte ihr Mädchen über alles. So sehr, wie ich meinen Sohn liebte. Doch es war ihr unmöglich, dich zu beschützen. Sie erzählte mir, dass sie aus einem alten Geschlecht von Heilerinnen stamme und du ein Kind mit einer besonderen Gabe wärest. Wenn du bei ihr bliebest, würdest du ein Leben lang verfolgt werden, so lange, bis dich dein Vater gefunden und umgebracht hätte. Sie wollte dir dieses Los nicht aufbürden, sie wünschte sich ein unbeschwertes Leben für dich. Große Angst, aber auch Hoffnung standen in ihrem Gesicht geschrieben. Sie schlug mir vor, meinem kleinen Karl ein würdiges Begräbnis zuteil werden zu lassen. Du jedoch solltest an seiner statt den wichtigsten Platz in meinem Leben einnehmen. In ihrer glockenhellen, samtenen Stimme erklangen so viel Inbrunst und Flehen. Diese Heilerin, deine Mutter, sehnte sich nach nichts mehr, als dich in Sicherheit und Geborgenheit zu wissen. Ihrer festen Überzeugung zufolge konnte ich dir das bieten.

Auch wenn ich diese nerven- und kräftezehrende Situation nicht verstand, willigte ich nach einigem Zögern schließlich ein. Zwei Versprechen nahm sie mir ab. Erstens dürftest du nie von deiner wahren Existenz erfahren. Dieses Versprechen habe ich wohl hiermit gebrochen. Zweitens sollte ich versuchen, dich in die Heil- und Kräuterkunst einzuweihen. Auch da habe ich kläglich versagt. Ich kenne kaum jemanden, der eine solche Abneigung gegenüber Kräutern und allem, was damit zusammenhängt, an den Tag legt wie du. Aber ich war da eben nicht drängend genug, vielleicht weil ich selbst die Erinnerung an unser Kennenlernen verdrängen wollte.

Noch während die Heilerin, deine leibliche Mutter, mir die Versprechen ab-

nahm, rief sie einen Krankenwagen. Sie erklärte den Sanitätern, dass sie eine hochschwängere Touristin in ihrem Haus aufgenommen hätte. Die Wehen wären schon so stark gewesen, dass das Kind bei ihr zu Hause geboren sei. Sie möchten mich doch bitte holen, um im Krankenhaus zu prüfen, ob das Mädchen und die Mutter wohlauf seien. Kurze Zeit später befand ich mich schon auf dem Weg ins Hospital. Bis heute kommen mir manchmal diese Geschehnisse wie das Produkt meiner Fantasie vor. Doch die Beweise für die Wahrheit sind schon fast erdrückend. Jedes Mal, wenn ich in dein wunderschönes Gesicht sehe, deine grünen Augen betrachte und deine leicht gewellten dunkelbraunen Haare sehe, blicke ich in das Gesicht deiner Mutter, der magischen Heilerin.

Bis zum heutigen Tag bin ich unendlich dankbar für ihre und meine Entscheidung. Ich liebe dich mehr als mein Leben. Und doch stellen sich für mich jeden Tag aufs Neue die Fragen, was aus dieser seltsamen Frau geworden ist und welches fremde Leben du wohl führen würdest, wäre meine Entscheidung damals eine andere gewesen.“

Es war still im Wohnzimmer. Gespenstisch still. Ich fühlte mich unfähig, nur einen Ton zu äußern, geschweige denn einen winzigen Teil meines Körpers zu bewegen. Meine Erstarrung löste sich nicht. Einzig das Summen in meinen Ohren gab mir das Gefühl, nicht versteinert zu sein. Nach einer kleinen Ewigkeit begann sich mein Kopf ganz langsam, wie in Zeitlupe, in die Richtung meiner Mutter zu drehen. Ihr Platz war leer. Sie war gegangen. Zu viel Input für mein schon geschädigtes Hirn. Ben hatte es an diesem Tag ohnehin schon genug strapaziert, nun stand es kurz vor einer Explosion. Es konnte die vielen Informationen nicht verarbeiten. Der Selbstschutzmechanismus setzte sich in Gang, und das hieß: verdrängen, nicht mehr denken.

In diesem Schwebestadium war es mir erstaunlicherweise möglich, mich von meiner Couch zu erheben, zum Kühlschrank in meiner kleinen Küche zu wanken, die angefangene Weinflasche zu nehmen und einen kräftigen Schluck daraus zu trinken. Ich spürte die Wirkung fast augenblicklich, das Gefühl des Verdrängens wich der einer gewissen Leichtigkeit. Genau das brauchte ich jetzt. Also nahm ich mir eine große Tasse, goss sie randvoll mit Wein, ließ mich an meinem kleinen runden Küchentisch nieder und nippte immer wieder am Kaffeeepott. Die Tasse wirkte doch etwas gesitteter als das Trinken aus der Weinflasche. Aber wen störte das eigentlich? Ich fühlte mich jedenfalls besser. Das Telefon klingelte.

„Keine schlechten Nachrichten, bitte“, flehte ich in Gedanken. Auf dem Display stand „Carmen“. „Okay, harmlos.“ Ich konnte ungestört abnehmen. „Hi Thea, hast du Lust, mit mir heute Abend um die Häuser zu ziehen?“ Meine

Antwort war schnell und kurz: „Ja, klar. Komm in einer halben Stunde vorbei. Ich mach mich fertig. Bis dann. Ciao.“ Ich wusste nicht mal, ob sie darauf geantwortet hatte. Wie spät war es überhaupt? Jegliches Zeitgefühl existierte nicht mehr in mir, mein innerer Zeitmesser hatte eine Funktionsstörung. Ein Blick auf die Uhr verriet mir, dass es kurz nach halb sieben am Abend war. Ein bisschen früh, um schon in einen Klub zu gehen. Dennoch, jegliche Fluchtmöglichkeit an diesem verkorksten Tag war mir willkommen. Mit leicht beschwingtem Gefühl, verursacht durch den Alkohol, bewegte ich meinen immer noch zu verkrampften Körper Richtung Badezimmer. Natürlich nicht, ohne einen nochmals vollgesenkten Becher mitzunehmen. Den letzten Schluck trank ich in einem Zug, gegen meine Regel, trotzdem aus der Flasche. Mein Spiegelbild verriet mir das ganze Elend eines unbeschreiblich schrecklichen Tages. Mein von Natur aus schon blasser Teint glich eher dem einer Leiche als dem einer jungen Frau. Dunkle Augenränder ließen meine grünen Augen regelrecht hervorstechen. Sonst empfand ich sie immer als recht ansehnlich, es war ein sattes Grün, nicht diese verwaschenen grau-grünen Augen, die die meisten Menschen besaßen. In diesem Moment aber schmerzten sie mich und traten durch die dunkle Umrandung merkwürdig hervor, strahlten nichts als Verstörtheit aus. Mein ganzes Erscheinungsbild glich eher dem eines Zombies als mir.

Innerhalb von fünf Minuten war ich ausgehfertig. Etwas Make-up, zu mehr war ich im Moment nicht fähig. Das Gegenüber im Spiegel wirkte zusätzlich deprimierend auf meine verletzte und verwirrte Seele. Schnell zog ich mir noch neue Sachen über, und schon befand ich mich wieder in meiner kleinen Küche am Tisch, nervös mit den Füßen wippend und in hoffnungsvoller Erwartung, dem Erlebten zumindest für diesen Abend entfliehen zu können. Als es endlich läutete, war meine Tasse leer, und mit einer vom Wein verursachten Beschwingtheit rannte ich fast zur Tür. Carmen stand etwas irritiert vor mir.

„Was ist denn mit dir los? Heute musste ich dich nicht mal ansatzweise überreden, dein Nest zu verlassen.“ „Nichts. Ich habe Ben verlassen. Möchte aber keinesfalls darüber reden. Wo können wir feiern und etwas trinken gehen?“, entfuhr es mir schnell, wie aus der Pistole geschossen. Carmen sah mich verdutzt von der Seite her an, hielt sich aber mit offenen Fragen zurück. „Ich dachte, ins ‚94‘. Das ist ein neuer Klub, der soll richtig gut sein.“ Der Vorschlag erhielt sofort die Zustimmung meinerseits, eigentlich war es mir vollkommen egal, wohin wir gingen, ich wollte einfach nur raus. Selbst bei dem Vorschlag, eine heruntergekommene Dorfdisko aufzusuchen, wäre meine Antwort nicht anders ausgefallen.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, tat mir vom Kopf bis zum kleinen

Zeh alles weh. Ich spürte jeden einzelnen Muskel meines Körpers. In meinem Kopf stachen unaufhörlich Tausende von glühenden Nadeln. Mein Mund fühlte sich völlig ausgetrocknet an und war innen gleichzeitig von einer ekelhaften Schleimigkeit überzogen, vom säuerlichen Geschmack ganz zu schweigen. Mein Magen brauchte nur noch einen winzigen Anlass, eine falsche Bewegung, einen ihm nicht passenden Geruch, um wie ein Vulkan zu explodieren. Was war passiert? An die Hinfahrt mit dem Taxi erinnerte ich mich noch, es war nicht sehr weit, vielleicht eine Viertelstunde. Der Klub war sehr stilvoll eingerichtet. Der Siebzigerjahre-Retrostil gefiel mir. Über den vielen kleinen Rückzugsnischen waren weiße Kugelleuchten befestigt, die ein gedämpftes, gelbliches Licht abstrahlten. Rings um die ovale Tanzfläche standen in unregelmäßigen Abständen kleinere Tische mit verschiedenfarbigen Lederwürfeln als Sitzgelegenheiten. Trotz des edlen Erscheinungsbilds herrschte eine gemütliche, keinesfalls kühle Atmosphäre. Wir tanzten und feierten, erinnerte ich mich vage. Die anderen waren in Tanzlaune, doch ich verbrachte die meiste Zeit an der kleinen, etwas abseits gelegenen Bar. Die Cocktails schmeckten überaus lecker, sie beflügelten mich, gaben mir ein erhitztes, kribbeliges Gefühl, als würde man auf einer Schaukel immer höher schaukeln. Was war dann geschehen? Die Leere in mir, in Bezug auf den Abend, war unergründlich. Derartiges hatte ich noch nie erlebt. Wie war ich in mein Bett gekommen? Langsam schaute ich an mir herunter. Wieso war ich nackt? Leichte Panik stieg in mir auf. Diese Empfindung tat meinem Magen und seinem brodelnden Inhalt nicht gut. Mit letzter Kraft schaffte ich es vor meine Toilettenschüssel. Während sich mein Mageninhalt in die falsche Richtung bewegte, stand ein Bild vor meinen Augen. Auf dem Weg zum Bad hatte ich einen merkwürdigen Schatten auf meinem Bett wahrgenommen. Eine Silhouette, die dort auf keinen Fall hingehörte. Nachdem das Erbrochene in der Kanalisation verschwand, konnte ich mich besser konzentrieren. Wer oder was lag da in meinem Schlafzimmer? Ich stellte mir immer wieder die gleiche wirre Frage: „Was war geschehen?“ In Chaos verfallend, kauerte ich mit zusammengezogenen Beinen auf dem Wannenläufer. Die Angst, den Weg in mein Schlafzimmer zurückzugehen, überwältigte mich. Mein ganzer Leib begann heftig zu zittern. Mit Mühe und Not überredete ich meinen Verstand, dass das Fremde in meinem Bett nur Carmen sein konnte und niemand anderes. Wer sollte sich sonst in mein Allerheiligstes verirren? Meine erschlafften, kaum bewegungsfähigen Beine richteten sich mühsam wieder auf. Fast mechanisch begab ich mich zögernd in Richtung meiner Schlafstatt. Zu meinem Glück, besser gesagt Unglück, lag dort leider nicht Carmen. Ein leiser Schrei entfuhr meiner Kehle, er hallte durch den ganzen Raum, von einer Zimmerecke zur nächsten.

Mein arroganter Juniorchef belegte vollkommen unbekleidet die Hälfte meines Allerheiligsten.

Was hatte ich getan? Wie sollte ich mich aus dieser verdammten Situation wieder herausmanövrieren? Ich hatte mich direkt bei ihm am Telefon krankgemeldet, ging dann feiern, und nun lag er nackt in meinem Bett! Wollte mein persönlicher Terror, dieser Albtraum, nie wieder aufhören? Was konnte ich so Schlimmes verbrochen haben, dass von heute auf morgen mein eigenes Raum-Zeit-Kontinuum komplett aus den Fugen geraten war. Bevor ich diesen Fragen nachgehen konnte, stand mir eine weitaus schwierigere Aufgabe bevor. Dieser Mann musste aus meinem Bett, aus meiner Wohnung, und das ohne Umschweife. In meinem Kopf hämmerte und dröhnte es, als würden unzählige kleine Bergarbeiter stetig mit ihren Spitzhacken auf meine Hirnninnenseite einschlagen. Meine Eingeweide begannen bereits wieder zu rebellieren. So schnell es ging sammelte ich seine Sachen ein, warf sie mit voller Wucht auf den noch schlafenden, mir beinahe fremden Kerl. Mit einem Ruck drehte sich mein Juniorchef zu mir herum. Ein verschmitztes Lächeln, dann entgegnete er mir: „Na, kleine Hexe. Das hätte ich ja nie von dir gedacht. Kannst es wohl kaum erwarten, mich noch einmal beglücken zu dürfen?“ Meine Augen sprühten vor Zorn, Abneigung und Ekel. „Raus! Raus aus meiner Wohnung“, schrie ich ihn an. Meine Stimme überschlug sich, der letzte Ton klang bedrohlich hoch. Mein Anstand gegenüber anderen Personen hielt mich zurück, ihn aus meinem Bett zu zerren, wie einen Müllsack hinter mir her zu schleifen und in den Hausflur zu platzieren. Also kehrte ich ihm den Rücken zu und verschwand mit einer mir an diesem Morgen unbekannten Energie aus dem Zimmer. „Zwei Minuten“, rief ich noch, dann klappte ich die Badezimmertür hinter mir zu. Es dauerte gar nicht lange, da hörte ich ihn am Bad vorbeitrampeln. „Das wird Konsequenzen haben“, donnerte er mir durch die Tür entgegen, und schon knallte meine Wohnungstür in das Schloss zurück.

Um dieser grotesken Szene entfliehen zu können, gönnte ich mir eine ausgiebige heiße Dusche. Leider brachte sie nicht den gewünschten Effekt. Rein körperlich entspannte es mich etwas, meine Seelenqualen blieben jedoch unverändert. Das Juniorchefproblem konnte ich auf Montag verschieben, was zumindest ein kleiner Lichtblick war. Samstag bedeutete, dass mir genug Zeit blieb, um mir eine Strategie für meine Peinlichkeit mit dem Junior zu überlegen. Mir kam das Gespräch mit meiner Mutter wieder in den Sinn. Mit ihr musste ich sprechen, je eher, desto besser. Meine Mama war unaufschiebbar. Das Telefonat mit ihr fiel sehr kurz aus. Nachdem ich ihr mitteilte, dass ich sie gern sehen möchte, erklang ein freudiges „Bis gleich, warte auf dich“ am anderen Ende der

Strippe. Als Nächstes vernahm ich das Besetztzeichen. Diese Frau legte einfach auf. Die Mühe, mich darüber aufzuregen, ersparte ich allerdings meinem angekratzten Gemüt.

Das Dröhnen hinter meiner Stirn schien durch die Schmerztabletten, die ich nach meiner Komplettreinigung eingenommen hatte, langsam besänftigt zu werden. Nach Stylen stand mir nicht der Sinn, die verwaschene Jeans und ein kariertes Hemd taten es auch. Die noch nassen Haare band ich schnell zu einem Knoten zusammen. Es konnte losgehen.

Unschlüssig trat ich vor der Wohnungstür meiner Mutter von einem Bein auf das andere. Ich fühlte mich gefangen im Zwiespalt, wie ich ihr begegnen sollte. Sie einfach in den Arm nehmen oder über die Krankheit und ihre Empfindungen sprechen? Zögernd legte ich meinen Finger auf den Klingelknopf und drückte. Das Läuten klang noch nach, da sprang im Bruchteil einer Sekunde schon die Tür auf. Die Zeitspanne zwischen Klingeln und Öffnen war so kurz, als hätte meine Mutter bereits hinter der verschlossenen Eingangstür gestanden, nur auf das andeutende Geräusch des Gongs wartend, um die Trennwand zwischen uns niederzureißen. Erst in diesem Moment wurde mir bewusst, wie elend sie wirkte. Ihre Haut, ihr ganzes Gesicht schienen um Jahre gealtert. Dabei strahlte sie immer Persönlichkeit aus. Ihr leuchtend rot gelocktes Haar besaß von Natur aus eine kräftige Struktur, nun hing es farblos und ohne jegliche Vitalität an ihrem fahlen, grauen Gesicht herunter. Tiefe, dunkle Schatten lagen unter ihren Augen. Das gesamte Erscheinungsbild wirkte zerbrechlich, wie hauchdünnes chinesisches Porzellan. Ein Windhauch, und meine Mutter wäre wie ein schwacher Strohalm eingeknickt. Augenblicklich verschwand die aufkeimende Unsicherheit in mir. Mein innigstes Bedürfnis bestand einzig darin, sie in den Arm zu schließen und festzuhalten.

Minuten vergingen, und als die Tiefe der Umarmung etwas nachließ, fühlte ich meine Tränen die Wangen entlangrinnen. Wir weinten und schluchzten zusammen. Jeder in seiner eigenen Gedankenwelt. Mein Anfall wurde geschürt durch die unfassbare Wahrheit, meine geliebte Mutter bald nicht mehr bei mir zu wissen, die unmenschliche Wut auf Ben, auf den Junior und auf mich selbst. Für meine Schwäche am Tag zuvor und für die Machtlosigkeit hasste ich mich. Meine Mutter war stets mein Fels in der Brandung. Ich schien nicht mal fähig, ein Kieselstein für sie am vergangenen Tag gewesen zu sein. Die Geschichte, die sie mir offenbarte, hatte mich am Handeln gehindert - das und die Tatsache, dass Ben ein riesiger Mistkerl war. Die Art von Nichtsnutz, die einzig mit den Füßen zertrampelt werden kann. Die Beweggründe meines Gegenübers konnte ich nur errahnen. Ihr eigener Leib verdamnte sie dazu, viel zu früh zu sterben.